

HEYNE <

ANTOINE ROUAUD

DER PFAD DES
ZORNS

DAS BUCH UND
DAS SCHWERT

Erster Roman

Aus dem Französischen von
Ulrike Werner-Richter

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:
LA VOIE DE LA COLÈRE –
LE LIVRE ET L'ÉPÉE (TOME 1)



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 11/2013
Redaktion: Catherine Beck
Copyright © 2013 by Antoine Rouaud / Bragelonne
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von Larry Rostant
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31401-6

www.heyne-fantastisch.de



www.twitter.com/HeyneFantasySF
@HeyneFantasySF

*Für Greg, meinen Freund, meinen Bruder,
dessen unverbrüchliche Unterstützung und Freundschaft
es mir trotz aller Entfernungen
ermöglicht haben, immer weiter zu schreiben.*

INHALT

ERSTER TEIL

1	Lavendelduft	11
2	Der Kampf um die Salinen	31
3	Verwundung	59
4	Der Assasine	85
5	Blutige Handschuhe	110
6	Der Sohn	131
7	Würde	161
8	Kapernevic	184
9	Lebensretter	213
10	Logrid	234
11	Der Zusammenbruch des Kaiserreichs	252
12	Am Scheideweg	278

ZWEITER TEIL

1	Schicksal	299
2	Gehetzt	324
3	Garmaret	351
4	Das Gesicht des Feindes	371

5	Wer bin ich?	394
6	Der Drache	415
7	Esyld	442
8	Schmerz	474
9	Das Ende einer Ära	490
10	Wut	506
11	Neues Leben	525
12	Die Wahl	552
13	Das Murmeln der Götter	575
14	Der Pfad des Zorns	600
	Epilog	629
	Danksagung	638

ERSTER TEIL



LAVENDELDUFT

*In jedem Leben kommt der Tag,
an dem man sich entscheiden muss.
Wer war ich und wer will ich sein.
Wie wird dereinst das Ende mein.
Es ist mein eigener Entschluss,
dessen ich stolz oder reuig sein mag.*



Es it allae, Es it alle en, Es it allarae.
EWas Ihr wart, was Ihr seid, was Ihr werdet. So lautete der Wahlspruch der Hafenstadt. Der tiefere Sinn spielte schon längst keine Rolle mehr, doch selbst der unbedarfteste Reisende kannte den Leitsatz, selbst wenn er noch niemals dort gewesen war. Masalia, die im tiefen Süden der alten Königreiche gelegene Stadt, war schon immer die Heimstätte aller denkbaren Möglichkeiten gewesen.

Das hatte vor allem mit ihrer Lage zu tun. Hier, am Ende der Welt und viele Hundert Meilen entfernt von der kaiserlichen Hauptstadt, galt sie als letzte Bastion der Zivilisation vor dem Westlichen Meer, das noch nie ein Mensch erkundet hatte. Von Masalias Hafen aus wurde

reger Handel getrieben; viele Kaufmannsschiffe verkehrten zwischen den Südsinseln und den Städten im Norden. Auch ihre außergewöhnliche Geschichte trug zu ihrer Besonderheit bei. Die Stadt war so oft und von so vielen Königreichen belagert worden, dass sie keine architektonische Struktur mehr besaß. Jedes Viertel trug die Spuren seiner jeweiligen Besitzer, angefangen bei den hohen, mit Drachenhörnern geschmückten Türmen der Aztene-Zeit bis hin zu den stolzen Häusern der Dynastie Cagliariere mit ihren blumengeschmückten Balkonen. Nicht zu vergessen die drei Kathedralen des Fangol-Ordens, von denen zwei auf den noch rauchenden Trümmern heidnischer Tempel errichtet worden waren. In dieser Stadt spielte es keine Rolle, woher man kam, wer man war und was später aus einem wurde. Masalia bestand aus der Essenz der Geschichte aller alten Königreiche.

»Bist du reich oder arm, bist du schwach oder stark oder musst vor der Welt du fliehen – hier, im Schmelztiegel der Völker, findest du Zuflucht«, pflegten die Leute zu sagen.

Schon die bloße Erwähnung des Namens Masalia rief bei vielen Menschen schwärmerische Gefühle hervor. Daran konnte auch der heftige Regen nichts ändern, der auf die roten Ziegeldächer prasselte, ebenso wenig wie der zähe Schlamm in den engen Gassen. Und auch die schäbige Steinfassade eines seltsamen Hauses, aus dessen geöffneten Fenstern der heisere Gesang Betrunkener drang, schmälerte den Ruf Masalias als Stadt der Träume nie.

»Bist du ganz sicher, dass wir hier richtig sind?«, erkundigte sich eine raue Stimme.

Unter ihrer weiten Kapuze hob Viola den Kopf und betrachtete die Tür der Taverne. Regentropfen perlten über die Gläser ihrer runden Brille und verwischten die

Umrisse der hell erleuchteten Fenster. Sie nickte kurz und ging weiter. Ihre Stiefel schmatzten in der dicken Schlammschicht. Ihr schlanker Schatten zeichnete sich auf dem Holz der Tür ab und wurde kurz darauf von dem des Mannes hinter ihr überlagert. Als sie die Hand auf den schweren Türknauf legen wollte, zögerte sie kurz. Regenwasser benetzte das schwarze, vom Rost angefressene Metall.

... musst vor der Welt du fliehen ...

Es gab kein Zurück mehr. Ihr Mund fühlte sich entsetzlich trocken an, doch es gab kein Zurück mehr. Der Mann, den sie suchte, befand sich in dieser Taverne. Das Räuspern ihres Begleiters riss sie aus ihren Gedanken. Hastig drückte sie die Klinke hinunter.

... hier findest du Zuflucht ...

Beißende Rauchschwaden wogten bis zur Decke empor. Grölendes Lachen und laute Stimmen übertönten das Prasseln des Regens. Ein zuckender Blitz warf einen flüchtigen Schein auf die breiten Schultern und den kahlen Schädel des Mannes hinter ihr. Rasch schloss er die Tür hinter sich und folgte Viola. Als er in das Licht der Öllampen trat, erschrak ein Schankmädchen so sehr, dass es beinahe ein Tablett hätte fallen lassen. Verblüfft betrachtete sie die Tätowierungen, die sich anmutig über die dunkle Gesichtshaut des Mannes schlängelten. Sekundenlang hielt er ihrem Blick stand, ehe sie sich abwandte und die Gäste an einem nahen Tisch bediente. Die alten Kaufleute in ihrer dunklen Kleidung applaudierten, als sie endlich ihre Getränke bekamen.

Die Zeiten hatten sich geändert. Nâagas flößten den Leuten kaum noch Furcht ein. Was bedeutete schon ein *Wilder* in dieser Stadt? Erst recht hier, wo der Abschaum ver-

kehrte? Das Kaiserreich hatte noch Wert auf zivilisierte Menschen gelegt, die Republik jedoch brüstete sich damit, jedermann die Tore zu öffnen.

Mit misstrauischem Blick ging der Nâaga langsam durch den Schankraum. Die meisten Gäste waren Kaufleute aus den kleinen Siedlungen des Westens, die nach Masalia gekommen waren, um hier Handel zu treiben, doch es gab auch Reisende ganz anderen Schlags. Als der Nâaga endlich Viola entdeckte, die sich ihren Weg durch die Zecher bahnte, ohne auf ihn zu warten, stieß er ein finsternes Knurren aus. Er kannte Orte wie diesen nur allzu gut. An jedem Tisch konnte sich ein Räuber verbergen, und ein einziger missverständener Blick mochte Gefahr heraufbeschwören.

Als er Viola erreichte, stand sie bereits am Tresen und reichte einem rundgesichtigen Mann einen zerknitterten Zettel. Der Wirt strich das Papier auf dem Tresen glatt, las es, wischte sich den Schweiß von der kahlen Stirn und grinste Viola an, wobei er alle drei ihm verbliebenen Zähne zeigte.

»Dun?«, überlegte er laut. »Dun? Aber ja. Man spricht es Dön aus. Einer aus dem Westen, ja, genau. Erst habe ich es nicht richtig verstanden, aber das ist der Grund. Man schreibt Dun, aber man sagt Dön. Ganz typisch für die Leute aus dem Westen. Sie sind eben nicht wie wir.«

»Dieser Dun – ist er hier?«, fragte Viola.

Der Wirt hob die Augenbrauen und musterte die junge Frau und den Nâaga, der sich zu ihrer Rechten auf die Theke stützte. Das finstere Gesicht, über dessen glatte Haut schwarze Schlangen zu tanzen schienen, verursachten ihm Unbehagen. Der Mann gefiel ihm nicht, aber was nützte es ihm, neue Kunden zu vergraulen oder einen Streit

vom Zaun zu brechen? Nervös strich er sich über seine wenigen grauen Haare. Die Frau hatte ihre Kapuze nicht abgelegt, und der obere Teil ihres Gesichts verbarg sich im Schatten. Nur ein schwacher Lichtschein spiegelte sich in ihren Brillengläsern.

»Wer seid Ihr überhaupt?«, brummte der Wirt und warf einen unsicheren Blick auf den Stiel der Waffe, die hinter dem Rücken des Riesen hervorragte. Ein Morgenstern. »Ich will keinen Ärger bekommen.«

»Das ist auch nicht unsere Absicht«, versicherte ihm Viola. »Rogant ist mein Beschützer«, fuhr sie fort, streifte ihre Kapuze ab und lächelte leicht.

Beim Anblick ihres fein gezeichneten Gesichts zerschmolz das Misstrauen des Wirts. Hinter den kleinen, runden Brillengläsern strahlten tiefgrüne Mandelaugen. Ihre milchweiße Haut war über den Wangen mit Sommersprossen gesprenkelt, und die rote Haarpracht hatte sie zu einem Knoten gebändigt, aus dem sich ein paar widerspenstige Löckchen herauskringelten.

»Ihr werdet sicher verstehen, dass ich ohne ihn in diesem Viertel hier wahrscheinlich Probleme bekäme.«

Sie war wunderschön und höchstens zwanzig Jahre alt. Eine leichte Beute für das üble Gelichter, das in den düsteren Gassen sein Unwesen trieb. Der Saum ihres Umhangs war mit Gold bestickt. Wenn sie nicht den Säuberungsaktionen nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs entkommen war, musste sie der Kaste der republikanischen Emporkömmlinge angehören.

»Dun ist nur ein alter Mann«, erklärte der Wirt und wischte sich die feuchten Hände an einem schmutzigen Geschirrtuch ab. »Er ist ein bisschen verrückt, hat aber noch nie jemandem etwas zuleide getan.«

»Ich sagte doch bereits, dass wir Euch keine Probleme bereiten werden.«

»Nach allem, was er erzählt, war er einmal Soldat. Aber er ist nicht gefährlich.«

»Ich möchte nur mit ihm reden«, sagte Viola betont sanft.

»Ich erinnere mich noch sehr gut an einen Vorfall vor fünf Jahren, als jemand auch nur mit einem Mann vom Schlage Duns reden wollte«, entgegnete der Wirt mit hartem Blick. »Und wisst Ihr, was passiert ist? Am nächsten Tag fand man ihn erhängt auf einem öffentlichen Platz, und die Menschenmenge klatschte Beifall.«

»Die Zeit der Säuberungen ist längst vorbei«, erklärte die junge Frau peinlich berührt.

Der Blick des Wirts streifte den des Nâaga. Nichts in seinen schwarzen Augen ließ auf eine böse Absicht schließen.

»Nun gut«, murmelte er.

Erneut wischte er sich über die Stirn, als wollte er Zeit gewinnen, und versuchte, die Folgen einer möglichen Denunziation zu ermessen. Als überlegte er, ob eine Lüge nicht sinnvoller wäre. Schließlich hob er mit bedrückter Miene den Kopf. Den letzten Ausweg hatte er sich selbst verbaut, indem er die Vergangenheit des alten Mannes erwähnt hatte.

»Ihr kommt so sicher aus Emeris, dass ich meinen Hals darauf wetten würde.«

»Niemandes Hals ist in Gefahr«, versicherte ihm Viola mit einem seltsamen Lächeln. »Ebenso, wie niemand mehr ohne Prozess gehenkt wird.«

»Aber es wird immer noch nach Kaiserlichen gesucht«, wand sich der Wirt.

»Das ist richtig«, gab sie mit sanfter Stimme zurück. »Einige wenige. Aber damit habe ich nichts zu tun. Zumal ich glaube, dass Dun kein anderes Verbrechen begangen hat, als seinen Befehlen Folge zu leisten. Ich möchte wirklich nur mit ihm reden. Sagt uns lediglich, ob er sich hier aufhält. Wir stören Euch bestimmt nicht weiter.«

»Also keine Schwierigkeiten, versprochen?«, versicherte sich der Wirt abermals mit einem argwöhnischen Seitenblick auf Rogant.

»Versprochen. Wir wollen nur reden«, wiederholte Viola.

Der Wirt warf sich das Geschirrtuch über die Schulter und ließ den Blick über die Gäste im Schankraum gleiten. Als er die vertraute Gestalt an einem Tisch entdeckte, nickte er Viola zu und deutete mit dem Kopf auf den Mann.

Viola drehte sich um, betrachtete den Alten und schaute den Nâaga fragend an, doch der erwies sich nicht als hilfreich. Er war damit beschäftigt, die Gäste wachsam und misstrauisch im Auge zu behalten. Viola hob zum Dank kurz die Hand und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Spöttische Männerblicke folgten ihr, jemand piff ihr nach. Schankmädchen eilten mit vollen Krügen in den Händen durch den Raum, und das feiste Lachen der Kaufleute mischte sich in den allgemeinen Lärm. Als sich Viola Duns Tisch näherte, wurde der Geruch nach Schweiß und Rauch stärker.

»Nur ein paar Münzen, Dun! Du kriegst sie doppelt und dreifach zurück«, bettelte ein kleiner Mann, der seinen umgedrehten Hut mit beiden Händen walkte.

»Ich habe dir schon tausendmal gesagt, dass ich deine dreckige Fresse nicht mehr sehen will«, knurrte der Angesprochene.

Sein graues Haar war verfilzt und schmutzig, und um seinen Hals verlief eine dunkle Spur. Falls sein Hemd einmal weiß gewesen war, konnte man es unter dem Schmutz nur noch an wenigen Stellen erkennen. Das Rückenteil seiner Lederweste zeigte Risse.

»Ich kriege das hin, Dun. Es sind vier Männer aus Serray, die keine Ahnung von Zank-Patience haben. Du weißt, dass ich sie schlagen kann. Zweihundertprozentig!«

»Hättest du nicht so mit mir geredet, hätte ich dir vielleicht etwas zum Spielen vorgeschossen. Aber nie, niemals, darfst du so mit mir sprechen.«

Anklagend deutete er mit dem Zeigefinger auf den kleinen Mann, versetzte ihm einen Stoß und gestikulierte zu einem Tisch hinüber, an dem vier lustige Gesellen in roten Mänteln lauthals sangen.

»Versuche doch einmal, mit deinen Männern aus Serray so zu reden«, knurrte er. »Die werden dich ganz schnell zu Kleinholz verarbeiten. Vielleicht begreifst du dann, dass ich eigentlich gar nicht so übel bin. Und jetzt hau ab!«

Der kleine Mann senkte den Kopf, drehte sich um und verschwand im Gewühl. Viola spürte Rogants Anwesenheit unmittelbar hinter sich. Sie wandte kurz den Kopf und suchte seine Augen. Der Nâaga nickte.

Viola ging um den Tisch herum und baute sich vor dem alten Mann auf. Er hielt sich an einem großen Becher fest und blickte zu ihr hoch. Sein Gesicht war vom Leben gezeichnet. Um die aufgesprungenen Lippen sprießte ein Dreitagebart, und eine lange Narbe verlief in einem Bogen unterhalb seines rechten Auges. Er entsprach haargenau der Beschreibung – ein ungeschliffener Haudegen, dessen Leben aus einer langen Reihe aufeinanderfolgender Schlachten bestanden hatte.

»Dun?«

Er antwortete nicht.

»Gestattet Ihr?«, fragte Viola und legte eine Hand auf die Rückenlehne des Stuhls.

Er rührte sich nicht.

»Ich brauche nicht lange.«

Während sie sich setzte, trank er einen Schluck und wäre beinahe erstickt, als sich der Nâaga neben ihr niederließ.

»Was hat dieser *Wilde* da an meinem Tisch zu suchen?«, schnauzte er mit einem finsternen Blick zu Viola.

»Rogant ist ein Nâaga und kein *Wilder*«, gab Viola kühl zurück. »Die meisten von ihnen sind längst sesshaft – wusstet Ihr das nicht? Sie sind Lebewesen wie Ihr und ich.«

Mit der Fingerspitze schob sie ihre Brille ein Stück höher, ehe sie hinzufügte: »Und er ist mein Begleiter.«

»Dann also ein sesshafter Tätowierter«, seufzte der Mann. »Aber ist das eine Entschuldigung dafür, sich uneingeladen an meinen Tisch zu setzen?«

Viola hielt seinem Blick so entschlossen stand, dass er schließlich die Augen abwandte und den Nâaga betrachtete. Er hatte so oft gegen dieses Volk gekämpft, dass es ihm unerträglich schien, es von der Republik toleriert zu sehen. Diese unkultivierten Barbaren hatten einst ganze Siedlungen abgefackelt, heute jedoch lebten sie selbst dort, ohne dass sich jemand darüber aufregte. Sie schlichen sich in die Gesellschaft wie die Schlangen, die sie verehrten. Und jetzt saß auch noch einer von ihnen an seinem Tisch. Seine Hand begann zu zittern. Er ballte sie zur Faust.

»Ich habe gehört, dass Ihr in der Zeit des Kaiserreichs in der Armee gedient habt.«

»Die Leute in Masalia schwatzen viel«, fauchte Dun und leerte seinen Becher.

»Ich bin nicht aus Masalia«, erwiderte Viola mit einem Lächeln.

Ein Schankmädchen trat an ihren Tisch, brachte einen frischen Krug Wein, dazu Becher für Rogant und Viola, und verschmolz wieder mit der Menge.

»Nein, natürlich nicht«, brummte Dun und starrte Viola finster an. »Eure Kleider sind von höchster Qualität und sorgfältig gearbeitet, aber voller Staub. Ihr seid gereist, und Ihr seid von hoher Geburt.«

»Seit dem Ende des Kaiserreichs gibt es keine hohe Geburt mehr«, berichtete Viola trocken.

»Ach ja«, schimpfte er und schenkte sich nach. »In der Republik zählt das edle Blut nichts mehr. Jedermann darf nach den höchsten Ehren streben. Ich habe diesen Mist auch schon gehört.« Er trank einen Schluck.

Viola und ihr Beschützer wechselten einen ernüchterten Blick, und Rogants tätowierte Züge zeigten ein leichtes Lächeln.

»Mein Name ist Viola, und ich bin Historikerin an der großen Universität von Emeris.«

»Na und?«, grunzte Dun und verzog das Gesicht. »Ihr könntet wenigstens warten, bis ich tot bin, ehe Ihr mich studiert wie eine Reliquie. Zu meiner Zeit war man weniger ungeduldig.«

»Es geht hier nicht um Euch«, konterte Viola und verzog angewidert das Gesicht.

Er wiegte den Kopf. Sie war wirklich hübsch, wenngleich für seinen Geschmack ein wenig zu jung. Ihre Gelehrtenbrille und das flammrote Haar mit den widerspenstigen Strähnen, die sich auf ihrer milchweißen Haut ringel-

ten, ließen ihn nicht ungerührt. Hinzu kam, dass sie einen zarten Lavendelduft verströmte, der zärtliche Erinnerungen in ihm wachrief. Seine Trunkenheit verwirrte sein Urteilsvermögen; einen Moment lang hielt er sich für unwiderstehlich genug, um sie bezaubern zu können, und vergaß, auf der Hut zu sein.

»Ich bin auf der Suche nach etwas, von dem ich glaube, dass Ihr mir helfen könnt, es zu finden«, erklärte Viola. »Ich habe die alten Reiche durchstreift und mit vielen Händlern und Reisenden gesprochen, bis einer von ihnen einen ehemaligen Soldaten erwähnte, den er in Masalia kennengelernt hatte.«

Dun stieß einen Seufzer aus. Mit glasigen Augen umklammerte er seinen Becher. Als sein Blick den Nâaga streifte, erstarrte sein Gesicht. Rogant verhielt sich so zurückhaltend, dass er seine Anwesenheit fast vergessen hatte.

»Und?«, fragte er.

»Angeblich hat dieser ehemalige Soldat ihm eine äußerst erstaunliche Geschichte erzählt«, fuhr Viola fort. »Ihr sollt vom Zusammenbruch des Kaiserreichs gesprochen haben und davon, dass Ihr aus Emeris geflohen seid.«

Sie holte tief Luft, als suchte sie nach Worten. Dun trank und starrte sie an.

»Und zwar mit dem Schwert des Kaisers.«

Mitten in der Bewegung hielt er inne. Wein tropfte ihm von den Lippen, und in seinen Augen flackerte ein trauriger Funke wie ein flüchtiger Glanz. Der Lärm der Taverne schien zu verstummen, in seinem Kopf erklang Kampfgetümmel. Schnell holte ihn der Trubel ringsum in die Wirklichkeit zurück, doch sein Herz klopfte plötzlich schneller. Ihm war, als stecke eine harte Speerspitze in

seiner Brust. Er atmete tief ein und stellte den Becher ab. Sein Blick verlor sich in der Holzmaserung des Tisches.

»Ihr seid auf der Suche nach Eraëd.«

»Ja, wir suchen Eraëd«, bestätigte Viola.

»Und Ihr seid der Meinung, es befinde sich in meinem Besitz«, lächelte Dun.

»Nein.«

Sie schüttelte den Kopf und strich eine widerspenstige Locke zurück. Dann griff sie nach dem Krug und begann, die Becher zu füllen. Der rote Wein ergoss sich in das ockerfarbene Steinzeug wie Blut auf Erde. Mit erloschenem Blick strich sich Dun über den Bart.

»Aber Ihr wisst, wo Ihr es versteckt habt.«

»Und wenn ich an jenem Tag gelogen hätte, um mich interessant zu machen?«, fragte Dun und kratzte sich das Kinn.

»Das glaube ich nicht«, lächelte Viola.

»Woher wollt Ihr das wissen?«

»Ich bin mir ganz sicher. Man hat mir erzählt, dass Ihr von den Gebieten im Osten gesprochen habt, weit jenseits des Vershan. Dort habt Ihr es versteckt, nicht wahr?«

»Gehen wir einmal davon aus, dass sich Eraëd tatsächlich in meinem Besitz befunden hätte – warum sollte sich die Republik dafür interessieren?«

»Dieses Schwert hat jahrelang der Familie des Kaisers gehört. Und in der Zeit davor den königlichen Familien der Cagliere, der Perthuis und der Majorane ... Wenn Ihr es wünscht, gehe ich noch weiter in der Vergangenheit zurück.«

»Geschichtslektionen interessieren mich nicht besonders«, wehrte Dun ab.

»Das dachte ich mir.«

Verblüfft wandte er den Blick ab.

»Dieses Schwert steht für alles, was Eure Republik hasst«, erklärte er.

»Dieses Schwert soll über Wunderkräfte verfügen. Große Helden haben es benutzt, mit ihm wurden Drachen bekämpft. Es gehört zur Geschichte unserer Welt, ganz gleich, ob ihre Geschicke von einem Kaiserreich oder einer Republik bestimmt werden.«

Dun begann so laut zu lachen, dass die Gäste an den Nachbartischen aufmerksam wurden. Eine fette Frau, die auf den Knien eines uralten, vertrockneten Kaufmanns saß, wandte ihnen den Kopf zu, doch ein Blick des Nâaga genügte, um sie eines Besseren zu belehren.

»Helden?«, lachte Dun. »Drachen? Was für ein Blödsinn! Nichts ist einfacher, als ein Held zu sein oder einen Drachen zu töten. Wisst Ihr, was ein Drache ist? Seid Ihr schon einmal einem begegnet?«

Viola zögerte kurz, ehe sie den Kopf schüttelte. Der Spott des alten Soldaten missfiel ihr. Aber sie würde sich damit abfinden müssen. Man hatte sie gewarnt.

»Es sind nur Eidechsen«, fuhr Dun fort. »Große, dumme Eidechsen, ähnlich wie die, die Euer Beschützer verehrt.« Er nickte Rogant zu.

»Lasst mich raten: Ihr und Euer *Wilder* werdet mich bitten, Euch in die Gebiete des Ostens zu begleiten, um Eraëd zu suchen. Welchen Gefahren würde uns die Reise aussetzen?«

Sein Tonfall schwankte zwischen Spott und Verachtung.

»Müssten wir gegen Monster kämpfen, von denen noch nie jemand gehört hat? Belagerte Schlösser befreien? Drachen töten? Hahaha. Ihr seid jung. Ihr erinnert mich an jemanden. Jemanden, der auch gern träumte, an große Dinge glaubte und sich ein Schicksal ausmalte, über das

man eines Tages Bücher schreiben würde. Genauso ist übrigens Eure Republik. Euch gehört die Welt, Ihr habt vor nichts Angst, und Ihr stürmt mit gesenktem Kopf vorwärts. Aber im Grunde wisst Ihr nichts von der Welt, die Euch umgibt. Bis sich eines Tages ganz unerwartet die Wirklichkeit zeigt ...«

Er biss die Zähne zusammen und klatschte in die Hände.

»Die Wirklichkeit, die Euch zerquetschen würde wie kleine, vorwitzige Insekten. Ihr glaubt an Legenden und erschöpft Euch damit, Eure eigene zu schreiben. Ihr glaubt, im Frühling Eures Lebens alles erreichen zu können, weil Ihr meint, die eine Wahrheit zu kennen. Soll ich Euch einmal eine Wahrheit verraten?«

Er bedeutete Viola, näher zu kommen, neigte sich zu ihr und flüsterte: »Nicht Ihr habt die Wahl. So wichtig seid Ihr nicht. Ihr seid überzeugt, dass Euer Schicksal Euch allein gehört und dass Ihr nur die schönsten Augenblicke ersinnen müsstet. Nun, ich muss Euch enttäuschen: Das Schicksal der Menschen war niemals etwas anderes als das Flüstern der Götter.«

Ohne den Blick von Viola zu wenden, richtete er sich auf und nickte.

»Nur ein Flüstern. Die Götter haben unser Schicksal bei der Erschaffung dieser Welt besiegelt. Aber Ihr mit Euren großen Ideen – Ihr habt es vergessen, nicht wahr? Ihr glaubt an nichts mehr. Tatsächlich wundert es mich, dass Ihr die Kirchen nicht in Schutt und Asche gelegt habt.«

»Wir achten den Fangol-Orden, ganz gleich, was Ihr denkt.«

»Ihr wisst doch nicht einmal mehr, was Achtung bedeutet«, höhnte Dun und schüttelte langsam den Kopf.

»Das Buch habt Ihr völlig vergessen. Mehr noch: Ihr habt es verleugnet.«

»Jeder wählt selbst, ob er glauben will oder nicht. Wir leben in einer neuen Welt.«

»Die nicht meine ist«, nickte Dun, verzog das Gesicht und sah dabei den Nâaga an.

Viola zweifelte nicht mehr daran, dass er der Mann war, den sie suchte. Aber vielleicht musste sie ihre Strategie überdenken und eine Schwachstelle finden, damit er sich zu erkennen gab.

»Wer sagt das? Der einfache Soldat weit hinter den feindlichen Linien oder der Trunkenbold?«, fragte sie. »Oder sogar alle beide? Ich kann sie kaum unterscheiden. Sie ähneln sich in ihrer Feigheit so sehr.«

Das Gesicht des alten Mannes erstarrte.

»Ihr beleidigt mich«, murmelte er.

»Tatsächlich, Dun? Was weiß ich denn schon von Euch, außer, dass Ihr aus Emeris geflohen und das Schwert des Kaisers gestohlen habt?«

Dun war noch nicht betrunken genug, um ernsthaft wütend zu werden, aber auch nicht mehr klar genug, um die Folgen seines Handelns abzusehen. Er streckte die Hand zum Weinkrug aus. Das Gefäß bewegte sich über den Tisch, ohne dass er es berührte.

Viola saß stumm und mit weit aufgerissenen Augen da. Schließlich schob sie mit dem Zeigefinger ihre Brille ganz langsam ein Stück nach oben, als wollte sie sich vergewissern, auch wirklich klar zu sehen. Rogant verschränkte die Arme und erstarrte.

Der *Odem*. Nur die größten Ritter des Kaiserreichs waren in der Lage gewesen, den *Odem* einzusetzen, und seit dem Sturz des Kaisers beherrschten nur noch wenige

der alten Recken das Phänomen. Die Gabe hatte sich verloren.

Das Stimmengewirr der Taverne drang nur noch wie ein fernes Echo an ihre Ohren. Von den Menschen blieben nichts als gespenstische Umrisse. Rogant und Viola konzentrierten sich einzig auf den Weinkrug. Er hatte sich tatsächlich bewegt. Erst jetzt wurde Dun bewusst, wie sehr ihm seine Demonstration geschadet hatte. Er, der in der Taverne nur von seinem Soldatenleben sprach, hatte soeben einer jungen Frau, die gerade erst die große Universität von Emeris verlassen hatte, seine wahre Identität enthüllt. Sie konnte das Kaiserreich kaum gekannt haben. Wie würde sie ihn jetzt beurteilen? Als Schlächter der alten Königreiche? Als Feind der Republik, der sie diente? Sie war mit einem Barbaren hergekommen, dem Abkömmling eines Volkes, das in seinem früheren Leben sein Feind gewesen war. Verfügte sie über das nötige Urteilsvermögen?

»Ihr seid kein einfacher Soldat«, stammelte Viola. »Ihr seid ein Ritter.«

»Pah!«, machte Dun und verdrehte die Augen. »Die Ritterschaft ist zusammen mit dem Kaiserreich ausgestorben.«

Dun. In Gedanken wiederholte sie den Namen und versuchte, sich ihrer Geschichtsvorlesungen zu erinnern. Dun. Der Name war ihr geläufig.

»Dun-Cadal«, hauchte sie plötzlich.

Die Augen des alten Mannes leuchteten kurz auf.

»Ihr seid Dun-Cadal. General Dun-Cadal aus dem Hause Daermon«, fuhr Viola fort. »Dun-Cadal, der General, der den Kampf um die Salinen angeführt hat.«

»Und? War ich etwa weit entfernt von den feindlichen Linien wie ein Feigling?«, unterbrach er sie.

Viola wusste nicht, was sie sagen sollte. Der Kampf um die Salinen war nicht nur wegen seiner historischen Folgen in die Geschichte eingegangen, sondern auch wegen seiner furchtbaren Gewalt. Nur wenige Soldaten waren dem Gemetzel entkommen. Dun-Cadal selbst war monatelang im Feindesland umhergeirrt, ehe er allein die Linien durchbrach und nach Emeris zurückkehrte. Er hatte viele große Taten vollbracht, doch diese Schlacht hatte sich vor allem anderen in das Gedächtnis der Menschheit eingebrannt.

»Das Schwert befindet sich in den Gebieten des Ostens. Holt es und hört auf, mich zu belästigen. Holt Euch das, was vom Kaiserreich übrig geblieben ist, und stellt es zur Schau.«

»Dann gebt Ihr also zu, Euch damit gegürtet zu haben?«

Dun wirkte plötzlich abwesend. Sein Blick schweifte ins Leere, seine Lider wurden schwer.

»Ich gebe alles Mögliche zu, wenn ich getrunken habe«, schimpfte er. »Beträufelt seine Klinge nur mit Eurer Galle. Sie wird matt wirken im Vergleich zu Eurer Arroganz«, fuhr er leise und wie zu sich selbst fort.

Er wusste nicht, wie er mit ihr, dem Nâaga und dem, was er einst gewesen war, umgehen sollte. Hier war er lediglich Dun, und das genügte.

Viola beobachtete ihn aufmerksam. Sie prägte sich jedes Detail seines von der Zeit zerfurchten Gesichts ein, jede Falte, die sich durch seine Wangen zog. Er, der ruhmreiche General, verbarg sich in den Elendsvierteln Masalias. Er war nicht mit der Hoffnung eines Neuanfangs gekommen, sondern um hier den Tod zu suchen. Sie bemerkte, dass er mit dem Rücken zur Tür saß. Jeder hätte ihn überraschen können. Indem er Abend für Abend den Leuten

weismachte, ein einfacher Soldat des Kaiserreichs gewesen zu sein, hoffte er vielleicht, dass sich jemand rächen und seinem Elend ein Ende machen würde.

»Ihr wartet hier auf den Tod«, stellte Viola fest.

»Ich erwarte nichts, was man mir nicht geben könnte. Wie wäre es zum Beispiel mit einem frischen Krug?«

Mit traurigem Lächeln drehte er das leere Gefäß auf dem Tisch um. Seine Hand zitterte. Dann schnitt er dem Riesen zu seiner Rechten eine Grimasse.

Rogant reagierte nicht, wie üblich.

»Helft uns«, bat Viola. »Dieses Schwert ist weit wichtiger, als Ihr es Euch vorstellen könnt. Ich muss es wiederfinden.«

Ihre Bitte schien im Lärm des Gasthauses zu verhallen. Der Qualm aus der Pfeife eines fetten Mannes am Nachbartisch schwebte zwischen ihr und dem alten General.

»Bitte, Dun-Cadal!«

Mit abwesender Miene wedelte Dun die dichten Schwaden beiseite. Doch alles Bitten war vergebens. Dun hörte nicht mehr zu.

Rogant sah Viola an. Der Blick, mit dem er sie bedachte, erforderte keine weiteren Worte. Sie schluckte, fuhr mit den immer noch behandschuhten Händen über ihren fast trockenen Umhang und stand auf.

»Gut«, befand sie, »ich nehme an, es hat keinen Sinn, Euch anzuflehen.«

Sie streifte ihre Kapuze über. Im Schatten waren nur noch ihre glänzenden Augen zu sehen.

»Ich dachte, ich hätte mit dem großen General Dun-Cadal gesprochen, aber ich habe mich wohl geirrt. Schaut Euch doch bloß an. Ihr seid nicht einmal mehr ein Schat-

ten dessen, was Ihr einmal wart. Höchstens noch eine leere Hülle ohne jede Würde. Ihr taugt zu nicht mehr, als Euch verbittert zu betrinken. Ich kann kaum glauben, dass das, was Ihr beim Kampf um die Salinen getan haben sollt, wirklich der Wahrheit entspricht. Wenn man Euch so ansieht, muss man daran zweifeln, dass Ihr in der Vergangenheit einmal ein Held wart.«

Dun sah sie nicht an.

»Ja, Ihr seid hergekommen, um auf den Tod zu warten. Es gibt da nur etwas, das Ihr nicht begriffen habt. Ihr seid nämlich längst tot. In der Hoffnung, Euer einstiges Ansehen nicht zu schmälern, mögt Ihr noch so sehr versuchen, Eure wahre Identität zu verbergen. Aber vergebens. Wenn die Welt erfährt, was aus General Dun-Cadal Daermon geworden ist, wird sie vielleicht eine Träne vergießen. Doch nicht etwa aus Trauer, sondern aus Mitleid.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, drehte sie sich um und verschwand, von dem Nāaga gefolgt, in der Menge. In der frischen Luft draußen, die schnell die Wein- und Schweißdünste der Schankstube vergessen ließ, überlegte Viola, ob es ihr gelungen war, den alten General ins Mark zu treffen. Langsam ging sie durch den Regen.

»Du musst Vertrauen haben«, riet Rogant.

Vertrauen? Man hatte sie nicht einmal gewarnt, dass es sich bei dem alten Mann um Dun-Cadal Daermon handelte, und nicht um einen einfachen Soldaten.

»Ich kenne *ihn* schon viel länger als du«, fuhr Rogant fort. »*Er* weiß, was er tut.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte rief plötzlich jemand hinter ihnen: »Heda!«

Viola drehte sich langsam um. Auf der Treppe zur Taverne wirkte Dun-Cadal noch jämmerlicher als im Gast-

raum. Regentropfen rannen über sein Gesicht. Niemand hätte sagen können, ob nicht auch Tränen dabei waren.

»Was wisst Ihr über Dun-Cadal?«, knurrte er mit zitternder Stimme. »Ihr kommt so mir nichts, dir nichts daher, setzt euch an meinen Tisch und spuckt auf das, was ich einst war. Was ich bin. Und was aus mir wird.«

Schwankend ballte er die Fäuste.

»Aber was wisst Ihr schon?«, wütete er weiter. »Was hat Euch die Republik gelehrt?«

Er taumelte noch ein paar Schritte und sackte dann gegen eine Mauer. Ein Blitz zuckte auf und beleuchtete sein faltiges Gesicht. Es sah verfallen aus.

»Was wisst Ihr schon über meine Geschichte?«, fuhr er fort und hob die Augen zum Himmel. »Über das, was ich gesehen und getan habe? Was wisst Ihr schon über den Kampf um die Salinen?«

Viola rührte sich nicht. Sie begnügte sich damit, ihn anzusehen, wie er dort in seinen schmutzigen Stiefeln an einer Hausfassade lehnte. Die Ärmel, die aus seiner rissigen Lederweste lugten, waren mit Wein befleckt.

»Dann erzählt es mir.«

2

DER KAMPF UM DIE SALINEN

*Meine Kindheit verging
an dem Tag,
als ich das erste Mal zögerte ...*



Trotz des bleiernen Himmels war die Luft kühl, und doch donnerte es von irgendwo her. Das dumpfe Grollen, das über das hohe Gras der Sümpfe dröhnte, wurde von Minute zu Minute stärker. Aber es war kein Gewitter, das da aus den dichten, aber dennoch blendenden Wolken kam. Die Männer in den Gräben blinzelten.

Für sie zählten weder Gewitter noch Wut. Sie wussten nur, dass sie hier ihre Pflicht taten.

Das alles war fünfzehn Jahre her.

»Du solltest ein Stück zurückgehen, Dun-Cadal«, riet eine Stimme.

Etwas Großes, Schwarzes kam mit ohrenbetäubendem Pfeifen angeflogen. Eine mit einer dunklen Fettschicht umhüllte Kugel aus Steinen und Unrat zerschellte vor den Füßen des Ritters, der sich keinen Schritt rückwärtsbewegte.

»Ach wirklich?«, murmelte Dun-Cadal und suchte den Horizont ab.

Vor ihm erstreckten sich Salzsümpfe und Moore, so weit das Auge reichte. Über der endlosen Ebene flimmerte die Hitze. Das Lager der Feinde war kaum zu erkennen. Die noch heiße Kugel hatte einen Krater vor Dun-Cadals Füßen hinterlassen. Rauchwölkchen kringelten sich. Er versetzte der Kugel einen Tritt.

»Mir scheint, unsere Freunde da drüben werden ungeduldig, Negus«, sagte er nachdenklich.

Mit einem spöttischen Lächeln drehte er sich um.

»Sollen wir uns unhöflich erweisen?«

Der kleine, rundliche, in seine Rüstung gezwängte Mann rollte die Augen, ehe er antwortete: »Wenn du dich umbringen lässt, ehe wir die Klingen gekreuzt haben, wäre das in der Tat eine ausgesprochen unhöfliche Geste.«

Seit zwei Wochen geduldeten sich die Truppen am Rand der Salinen, ohne dass es zum offenen Kampf gekommen wäre. Die wenigen Katapultschüsse der Gegner hatten ihr Ziel nie erreicht. Was die kaiserliche Armee anging, so hatte sie ihre Artillerie bisher noch nicht eingesetzt. Wenn möglich, sollte die Besetzung der Salinen ohne Blutvergießen niedergeschlagen werden. Der Kaiser, der es sich in seinem Palast in Emeris gut gehen ließ, setzte darauf, dass die Angst vor den regulären Truppen die Aufständischen auf Dauer klein beigeben ließe. Zwar hatte in den vergangenen zwei Wochen noch kein Schwert die Scheide verlassen, aber es war auch keins auf dem Schlachtfeld zurückgelassen worden.

Dun-Cadal trat zu seinem Waffenbruder und klopfte ihm auf die Schulter.

»Keine Sorge, Negus. Du weißt, ich kann den Tod riechen. Und hier kitzelt mich außer dem Salz absolut nichts in der Nase.«

Der Wind spielte in seinen kurzen, braunen Haaren. Er trug einen kleinen Bart. Sein noch jugendlich wirkendes Gesicht war bereits von vielen Kämpfen gezeichnet, und er rechnete damit, dass dieser nicht sein letzter wurde. Da er gerade erst angekommen war, legte er Wert darauf, die Situation selbst in Augenschein zu nehmen, ehe ihm die Generäle einen vermutlich geschönten Lagebericht servierten. Er sprang in den Graben und wartete darauf, dass sein Freund ihm folgte, um gemeinsam weiterzugehen.

Unzählige Kämpfe hatten sie zusammen bestanden, sowohl kleinere Scharmützel als auch große Schlachten. Von allen Generälen des Kaisers hatte Negus Dun-Cadal immer am nächsten gestanden. Negus war sein engster Freund und Seelenverwandter, den das Geschwätz über ihn ebenso wenig störte wie sein manchmal etwas heftiges Wesen. Dun stammte aus dem Haus Daermon, das erst vor etwa hundert Jahren in den Adelsstand erhoben worden war. Negus hingegen war von uraltem Adel. Seine Familie hatte allen Herrschern dieser Welt gedient, angefangen bei den frühesten Königen bis hin zum Kaiserreich. Dennoch hatte der immer leutselige Anselme Nagole Egos, genannt Negus, nie einen Grund gesehen, den Mann zu verachten, der ihm schon oft im Kampf das Leben gerettet hatte. Ihre tiefe, brüderliche Freundschaft hatte alle Gefahren überstanden und war jedermann bekannt.

Im Graben saßen Soldaten, die Speere an der Seite, und beobachteten den Horizont. Als die Ritter vorüberkamen, bemühten sie sich, trotz aller Anspannung Haltung zu bewahren, und begrüßten die beiden mit einer auf die Brust

gedrückten Faust. Alle kannten Dun-Cadal und seine Unerschrockenheit im Kampf, und alle schätzten ihn. Dass sie ihn hier an Negus' Seite gehen sahen, hätte sie eigentlich trösten müssen. Doch allein die Nähe der beiden Ritter genügte schon längst nicht mehr, denn die Belagerung wurde allmählich zur Tortur. Nach zwei tatenlosen Wochen litten die Soldaten unter den extremen Bedingungen in den Salinen. Überall roch es nach Exkrementen. Das Moor und die sumpfige Umgebung verhinderten den Abtransport der Abfälle.

»Sie haben Angst«, stellte Negus fest.

»Aber sie versuchen, sie nicht zu zeigen.«

»Das ist auch besser so. Sie gehören zur Einheit von Hauptmann Azdeki.«

»Dem Neffen von Azinn? Diesem Nichtsnutz?«, wunderte sich Dun-Cadal.

»Hat man dich an der Grenze etwa nicht informiert? Azdeki kümmert sich seit mittlerweile zwei Jahren um dieses Gebiet. Und er hat seit dem Ausbruch der Revolte die Stellung gehalten.«

»Von wegen gehalten«, schimpfte Dun-Cadal. »Dieser Idiot kann sich doch nicht einmal gerade halten.«

»Bisher ist es noch zu keinem Kampf gekommen«, entgegnete Negus und erklimmte ein paar in die Erde gegrabene Stufen, die zum Lager hinaufführten. »Also kann man das Gebiet als gehalten ansehen.«

Tatsächlich? Etienne Azdeki, Neffe des Barons Azinn Azdeki, der über die Baronien im Osten des Vershan herrschte, stand nicht gerade in dem Ruf, besonders weise zu sein, und um seine Qualitäten als Stratege stand es noch schlechter. Dass der Kaiser ihm überhaupt die Gegend der Salinen anvertraut hatte, mochte ein Irrtum gewesen sein, doch

nachdem dort ein Krieg drohte, war es fast ein Ding der Unmöglichkeit. Etienne Azdeki war ohne die geringste Kampferfahrung zum Hauptmann ernannt worden. Sein Handeln war nicht von Vernunft geprägt, sondern von reiner Willkür.

»All das spielt jetzt keine Rolle mehr«, sagte Dun-Cadal. »Der Kaiser hat mich hergeschickt, um die Truppen zu koordinieren. Azdeki muss also tun, was ich befehle.«

»Ganz schön selbstsicher, Freund Daermon«, lächelte Negus.

»Ich fühle mich hier wie in den Armen einer Kurtisane«, grinste er. »Die Liebe ist wie ein Krieg und ein Krieg wie die Liebe.«

Zwischen dem hohen Sumpfgas standen Zehntausende dunkelgrüner Zelte. Hier und da übten sich Ritter in Rüstung in einem Kreis neugieriger Zuschauer im Kampfsport. Das Warten war gefährlicher als eine Schlacht, denn die Langeweile schläfernte die Soldaten ein. Außerdem hatten sie zu viel Zeit, um über drohende Gefahren nachzudenken, was ihnen im Fall eines Angriffs jeglichen Antrieb rauben konnte. Zwei Wochen – in einem Krieg bedeutete das nicht viel, doch es war lang, wenn nicht einmal das kleinste Scharmützel das Nichtstun unterbrach. Dun-Cadal befürchtete, dass die Aufständischen der Salinen genau auf diese Lethargie abzielten.

Als er die purpurnen Vorhänge des Zelts zurückschlug, in dem der Generalstab tagte, wusste er sofort, dass es bereits zu spät war, um die Revolte binnen kurzer Zeit unter Kontrolle zu bringen.

»Sie versammeln sich in der Hauptsache hier.«

Über ein großes Modell gebeugt, das die Salinen darstellte, deutete ein Ritter in schwarzer Rüstung auf eine

Linie, die einem Wäldchen folgte. Ihm gegenüber stand ein ausgemergelter, etwa dreißigjähriger Mann mit Adler-nase und dünnen Lippen, der mit auf dem Rücken verschränkten Händen aufmerksam zuhörte. Auf seinem silbernen Brustharnisch hielt ein stolzer Adler eine Schlange in den Fängen. Es war das Wappen der Familie Azdeki – eine Anerkennung ihrer Verdienste in den Kämpfen der kaiserlichen Zivilisation gegen die Nomaden der Nâaga bis zu deren Unterwerfung.

»Unsere Späher haben versucht, sich zu nähern und die genaue Anzahl ihrer Katapulte in Erfahrung zu bringen, doch sie wurden jedes Mal entdeckt. Zwei von ihnen sind nicht zurückgekehrt.«

Fünf Ritter umstanden das Modell, und jeder trug die Rüstung in den Farben seines Hauses. Sie gehörten zum Hochadel des Landes, der der kaiserlichen Familie den Treueid geschworen und seine Söhne zur Militärakademie geschickt hatte, damit sie in der Großen Armee ehrenvoll dienen konnten. Nur die erfahrensten unter ihnen erreichten den Rang eines Generals. Dank seiner Ernennung zum Hauptmann der Grafschaft Uster hatte Etienne Azdeki den Oberbefehl über alle Anwesenden, obwohl sie ihm im Rang teilweise überlegen waren. Das galt für alle Anwesenden, mit Ausnahme von Dun-Cadal. Als der junge Adlige seiner ansichtig wurde, erstarrte er.

»Rechnet mit ungefähr doppelt so vielen Katapulten wie zu den Zeiten, als Ihr die Situation noch unter Kontrolle hattet«, sagte Dun-Cadal und trat einen Schritt vor, ohne auf die grüßenden Soldaten zu achten.

»General Daermon«, nickte Azdeki höflich, aber trocken.

Dabei deutete er eine Verbeugung an, die ihm sichtlich schwerfiel.

»Azdeki«, antwortete Dun-Cadal kühl, ehe er sich an die anderen Ritter wandte. »Schön, Euch hier alle wiederzusehen. Allzeit bereit, den Bauern einen Tritt in den Hintern zu versetzen, was?«

»Ihr habt wirklich keine Zeit verloren«, stellte ein Ritter in schwarzer Rüstung erfreut fest.

»Nun, ich habe mich beeilt, Tomlinn. Und es fällt mir schwer zu glauben, dass sich die Situation seit dem Aufstand nicht verändert hat.«

Mit einem raschen Seitenblick registrierte Dun-Cadal, dass sich Azdeki's Mundwinkel zu einem bitteren Lächeln verzogen hatten. Der Kaiser schätzte den General mehr als alle anderen, und es kursierten Gerüchte über die Gründe für so viel Unterstützung, doch nur wenige konnten sich damit brüsten, die Wahrheit zu kennen. Die Vorstellung einer Freundschaft zwischen Seiner Hoheit und einem Emporkömmling – selbst wenn er sich im Rang eines Generals befand – war für die meisten Adligen einfach undenkbar und kam gar nicht erst in Betracht. Statt sich davon betrüben zu lassen, rächte sich Dun-Cadal für ihre anhaltende Geringschätzung damit, dass er sich scharfer Bemerkungen nicht enthielt. Doch niemand beschwerte sich darüber. Schließlich war er auf Veranlassung Seiner kaiserlichen Majestät hier, um eine peinliche Situation zurechtzurücken.

»Dann erklärt mir doch zunächst einmal, was hier überhaupt los ist«, bat Dun-Cadal.

Seine Stimme klang jetzt sanfter. Auch wenn die Generale ihn nicht unbedingt achteten, bewunderte Dun sie. Zwei von ihnen hatten sich ihre Lorbeeren mit ihm zusammen erworben, und zwar mit solcher Bravour, dass er ihnen eine gewisse Zuneigung entgegenbrachte. Zwar beruhte dieses Gefühl keineswegs auf Gegenseitigkeit, doch

das störte Dun nicht weiter. Er wusste, dass sie auf dem Schlachtfeld ihren Mann standen, und nur das imponierte ihm. Tomlinn in seiner schwarzen Rüstung, kahlköpfig und mit einem von einer langen Narbe verunzierten Gesicht, begann zu erklären. Dabei lief er unruhig auf und ab. Er war einer der wenigen, die Daermon eine gewisse Achtung entgegenbrachten.

»Die Grafschaft Uster verlangt die Unabhängigkeit, und der Rest der Salinen hat sich dieser Forderung angeschlossen.«

»Ich habe alles getan, was in einem solchen Fall zu tun war«, unterbrach Azdeki sofort.

Alle schwiegen

»Seit zwei Jahren bemühe ich mich, die Region zu halten«, fuhr er mit brüchiger Stimme fort. »Die Bauern wollen nicht begreifen, dass Uster sie verraten hat. Ich selbst habe lediglich dem Gesetz Folge geleistet.«

Ob Azdeki auf Befehl des Kaisers gehandelt hatte oder nicht, interessierte Daermon nicht, ebenso wenig wie die Art, in der es geschehen war. Für ihn zählten lediglich die Folgen seines Handelns.

»Aber diese Bauern haben eine Armee auf die Beine gestellt, die Euch die Stirn bietet und vor der Macht des Kaiserreichs offenbar keine Angst hat«, gab Dun-Cadal zurück.

»Ich habe es vorgezogen, nicht anzugreifen«, erklärte Azdeki. »Der Kaiser vertraut meiner Entscheidung. Ich bin kein Draufgänger.«

»Also, daran zweifele ich keinen Augenblick«, spottete der General.

»Daermon«, mahnte Negus leise hinter ihm.

Kerzengerade und mit hinter dem Rücken verschränkten Händen, schien Azdeki vor Wut zu kochen. Für einen

Moment glaubte der General, er würde es riskieren, auf das Gespött zu reagieren, doch stattdessen atmete er tief ein und schluckte es.

»Immerhin kann eine solche Strategie funktionieren«, lenkte Negus ein. »Sobald ihnen bewusst wird, dass wir hier nicht weniger als hunderttausend Soldaten versammelt haben, darunter mindestens tausend Ritter, die den *Odem* beherrschen, werden sie klein beigeben. Und wir können das Kaiserreich zusammenhalten, ohne Blut vergießen zu müssen.«

»Der Graf von Uster war bei allen sehr beliebt. Es gibt Zweifel daran, dass er das Kaiserreich verraten haben soll«, fügte Tomlinn hinzu und trat zu Dun-Cadal.

»Die Leute vertrauen uns nicht mehr«, nickte ein massiger Ritter in blutroter Rüstung.

Er stand neben Azdeki und schob ein Holzklötzchen weiter, das eine Legion kaiserlicher Soldaten darstellen sollte.

»Das Hochgefühl, eine Revolte angezettelt zu haben, macht sie kühn. Sobald sie jedoch sehen, wie viele wir sind, werden sie ihren Irrtum schnell erkennen, und alles wird wieder gut.«

»Ihr hofft darauf, und genau darin liegt Euer Fehler«, schimpfte Dun und wischte die Holzklötzchen mit einer Handbewegung beiseite. »Ihr hättet ihnen unsere Stärke beweisen müssen, statt abzuwarten, ob sie sich von unserer Überzahl beeindruckt lassen, General Kay. Das alles führt zu nichts. Sie schläfern Euch ein. Glaubt mir, ich kann so etwas spüren.«

Kay wich mit gesenktem Kopf zurück. Er kannte Dun-Cadal schon seit einiger Zeit, hatte sich jedoch nie mit seinem Benehmen abfinden können. Er empfand ihn als zu selbstsicher und arrogant, und dass er meist recht hatte,

entschuldigte noch lange nicht seinen Mangel an Takt. Die Welt war dabei, sich zu verändern, aber Daermon schien der Strömung nicht folgen zu wollen. Er verharrte in seiner Haltung und vertraute nur auf das, was bisher seine Stärke und seinen Ruhm ausgemacht hatte. Die Männer in diesem Kreis waren alle von uraltem Adel – bis auf Daermon, den er als Parvenü und selbstgefälligen Gecken betrachtete. Und doch war es besser, ihn auf seiner Seite als gegen sich zu haben.

»Man hätte das Problem sehr schnell lösen können. Aber Ihr habt gezögert. Ihr habt gezögert und dadurch die Lage verkompliziert. Alles wäre einfacher geworden, wenn Ihr als Erste angegriffen hättet. Geradezu ein Kinderspiel.«

»Und wenn es noch ein anderes Mittel ...«, wagte sich Kay vor.

»Ihr stellt zu viele Fragen«, donnerte Dun-Cadal.

Ein durchdringendes Pfeifen zerriss ihnen fast das Trommelfell.

»Hört endlich damit auf«, zischte er noch, ehe er schrie: »Deckung!«

Die Zeltplane zerriss. Die Generäle lagen mit wild pochendem Herzen auf dem Boden und schützten ihre Köpfe mit den Händen. Eine lichterloh brennende Kugel zerschellte auf dem Modell. Rasch griffen die Flammen auf die Seitenwände des Zelts über, und innerhalb weniger Sekunden verwandelte es sich in eine Flammenhöhle. Glut zerfraß die hölzernen Stützpfiler.

Dun-Cadal lag auf dem Bauch und spuckte die Erde aus, die in seinen Mund gedrungen war. Vorsichtig wandte er den Kopf und stellte fest, dass sie sich in einer äußerst prekären Situation befanden. Rechts von ihm lag Kay, der sich in seiner roten Rüstung vorsichtig bewegte.

»Kay! Zu mir!«, befahl er und stand auf, während draußen weiter Geschützdonner grollte.

Durch einen Vorhang aus dichtem Rauch sah er nun auch die rundliche Gestalt von Negus, der Tomlinn und Azdeki auf die Beine half. Dun spuckte noch einmal aus, ehe er ein weiteres Mal deutlich lauter rief: »Kay!«

»Ich bin da«, erwiderte Kay mit erstickter Stimme.

Mit angehaltenem Atem durchbrachen alle gemeinsam die lodernden Flammen. Heftiger Wind war aufgekommen und zerriss die brennende Zeltplane. Schon brachen die Stützpfiler zusammen, und sie entkamen nur mit knapper Not. Die Reste ihres Zelts verkohlten im Feuer, doch schon jetzt vertrieb die herbe Luft der Salinen den Rauch.

Inzwischen war das gesamte Lager auf den Beinen. Soldaten riefen nach ihren Kameraden und rannten zu den Schützengräben, Ritter mit gezogenen Schwertern liefen voraus und wiesen ihnen den Weg. Weitere Feuerkugeln stürzten vom Himmel, und dieses Mal verfehlten die Aufständischen der Salinen ihr Ziel nicht.

Negus stützte den immer noch benommenen Azdeki. Dun-Cadal überholte sie, die Hand fest am Schwertgriff.

»Ihr hättet als Erster angreifen sollen«, knurrte er.

»Aber sie sind nicht sehr zahlreich«, stammelte Azdeki mit geröteten Augen.

Plötzlich vernahmen sie ein dumpfes Geräusch. Es klang wie die Schritte eines Riesen.

»Das muss ein Rouarg sein«, stöhnte Kay und zog sein Schwert.

Doch es war nicht nur ein Rouarg, sondern zwanzig, die im wilden Galopp auf das kaiserliche Lager zuhielten. Ihr Fell bestand aus Tausenden spitzer Stacheln, die aus ihren gewölbten Rücken emporragten. Aus ihren Mäulern triefte



Antoine Rouaud

Der Pfad des Zorns - Das Buch und das Schwert 1
Buch & Schwert 1

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 640 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-31401-6

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Wenn Magie den Lauf des Schicksals für immer verändert

Zehn Jahre nach dem Ausbruch der Revolution, die das Kaiserreich in Schutt und Asche legte, ist der ehemalige General Dun-Cadal ein körperliches und seelisches Wrack: Von Trauer um seinen Kaiser und seinen Knappen gezeichnet, vertrinkt er seine Tage in den übelsten Kaschemmen der Hafenstadt Masalia. Bis ihn eines Tages die junge Historikerin Viola aufsucht und die beiden ein Geheimnis aufdecken, das das Reich erneut in seinen Grundfesten zu erschüttern droht. Und plötzlich ist Dun mittendrin in einem gefährlichen Strudel aus politischen Intrigen, Machtkämpfen, Schlachten und ... Magie!